

fort.

»So sei es denn.« Belinda erhob sich und zerrte nun ebenfalls ihre Schwestern davon. Ihr Herz blutete, aber ihnen blieb keine andere Wahl.

Vom Schmerz betäubt, nahmen die drei Mädchen Abschied vom Vater. Sie bedeckten seine Hände und Wangen mit Küssen, konnten sich nicht von ihm losreißen, während er sie von sich schob.

Da ließ das Geräusch von Pferdehufen und Männerstimmen im Hof sie aufhorchen.

»Verschwindet endlich!«, schrie der Vater verzweifelt.

Die Geschwister stürzten die Treppe hinunter und rannten zum Stall. Unruhig, als ahnten sie die Gefahr, scharren die angespannten Pferde. Diego half den Schwestern auf den Wagen. Er selbst schwang sich neben Belinda auf den Kutschbock und riss die Zügel an sich. Die Pferde rasten los.

Durch den Lärm des Wagens hindurch hörte Diego hinter sich ein Wiehern. Als er zurückblickte, sah er seine Stute Sabba ihnen nachjagen. Jeder Muskel des Tieres vibrierte vor Anspannung, der edle Blick war auf seinen Herrn gerichtet. Für Diego war es in diesem Moment das schönste Pferd der Welt. Der Vater hatte es ihm nach dem Tod der Mutter als Trost geschenkt. Er hatte viel dafür bezahlt – weit mehr als sich die Familie leisten konnte. Aber es hatte Don Marcelo nie gereut. Im Gegenteil: Er freute sich immer aufs Neue an dem engen Band zwischen Pferd und Sohn.

Als Diego seine Stute rief, galoppierte sie zu ihrem Herrn. Sabba schnaubte wohlig, während ihr Diego die Stirn tätschelte. Im treuen Blick des Tieres blitzte Furcht auf.

»Meine arme Sabba, fast hätte ich dich vergessen.«

Bei diesem Satz musste Diego an den Vater denken. Sein Herz krampfte sich zusammen. Schuldbewusst sah er Belinda an und reichte ihr die Zügel. Mit einem Satz saß er auf Sabbas Rücken.

»Ich kann Vater nicht allein lassen...«, rief er dem sich rasch entfernenden Wagen nach. »Haltet erst, wenn ihr in Toledo seid. Ich komme nach, sobald ich kann. Geht, lasst euch nicht aufhalten. Wir sehen uns in Toledo.«

III

Zuhause band Diego Sabba im Stall fest und rannte zum Vater. Als dieser den Sohn sah, schimpfte er laut und warf ihm vor, sein Wort gebrochen zu haben.

Zornig versuchte er sich aufzurichten, um aus dem Fenster nach den Töchtern zu spähen. Doch vergeblich, denn seine Glieder folgten ihm schon lange nicht mehr.

»Auf der Stelle kehrst du zurück an ihre Seite. Sollte deinen Schwestern etwas zustoßen, ist es deine Schuld.« Don Marcelo war außer sich. So hatte ihn Diego noch nie erlebt.

Bestürzt erkannte der Junge seinen Irrtum. Aber es war bereits zu spät. Draußen waren Stimmen zu hören. Fragend sah er den Vater an.

»Gib mir die Armbrust dort in der Truhe! Nimm das Schwert und verschwinde, so schnell wie du kannst. Versteh doch endlich: Deine Schwestern brauchen dich, ich nicht.«

Als er zur Truhe ging, sah Diego durchs Fenster in der Ferne den Wagen mit seinen Schwestern. Vier Reiter waren gerade dabei, ihn einzuholen. Einer davon versuchte, Belinda die Zügel zu entreißen. Trotz der Entfernung konnte Diego erkennen, wie Belinda zunächst auf den Kerl einschlug und dann wieder die Pferde antrieb. Doch der kleine Vorsprung währte nur kurz. Den Säbel bedrohlich schwingend, näherte sich erneut einer der Reiter. Diego sah das Metall aufblitzen, es auf Belindas Arme niederbrausen – dann ihre verstümmelte Gestalt.

Diego stockte der Atem. Er hörte kaum noch die erregte Stimme des Vaters. Die entsetzliche Szene brannte auf seiner Netzhaut. Kein Albtraum konnte schlimmer sein. Doch der Schrecken wollte nicht enden. In der Ferne brachte ein anderer Soldat die Pferde schroff zum Stehen. Diego konnte sich nicht rühren. Von Weitem hörte er den Vater fragen, was mit ihm los sei. Aber er brachte kein Wort über die Lippen.

Die anderen Männer waren auf den Wagen gesprungen und hatten die beiden jüngeren Mädchen überwältigt. Belinda wurde grob vom Kutschbock zu Boden gestoßen. Einer der schwarzen Reiter packte sie beim Schopf, drehte ihren Hals um, während er den Schwestern etwas für Diego Unverständliches zurief. Dann blitzte wieder die scharfe Klinge auf und bohrte sich tief in Belindas Brust. Die geliebte Schwester brach leblos in sich zusammen. Tot. Hilflos hatte er ihrem schrecklichen Ende zusehen müssen.

Der Mörder schwang sich auf den Kutschbock. Estela und Blanca saßen bereits bei ihren Entführern im Sattel. Der kleine Trupp

wandte sich gen Süden und verschwand wenig später in einer Staubwolke hinter einem Hügel.

Hochrot und mit stockendem Atem wandte sich Diego dem Vater zu. Wieder waren Schritte zu hören, diesmal kamen sie die Treppen hoch. Hastig warf der Junge dem Alten die Armbrust zu, ergriff das Schwert und verbarg sich hinter der Tür. Das Herz schlug ihm bis zum Halse, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Würde er genügend Mut aufbringen?

Den Schritten nach waren es zwei.

Diego war bereit. Er hob das Schwert und sammelte seine Kräfte. Der Schlag musste wuchtig genug sein, um auch ein Kettenhemd zu durchbohren. In seinem Versteck hinter der Tür hörte er bereits die Eindringlinge schnaufen. Er war angriffsbereit, gespannt wie ein Bogen. Ein letzter Blick wanderte rasch zum Vater.

Dieser hielt von seinem Lager aus die Armbrust auf die Tür gerichtet. Auf den Dielen erschien ein Schatten. Diego holte schon zum Schlag aus, da bremste ihn der Schrei des Vaters.

»Halt ein, mein Sohn! Das sind unsere Leute.«

Zwei schwer bewaffnete Ritter vom Calatrava-Orden betraten den Raum. Ihre Gesichter waren von der Anspannung der zurückliegenden Stunden verzerrt.

»Seid Ihr der Wirt?«

»Ja.«

»Wir haben den Auftrag, Euch in Sicherheit zu bringen. Unsere Brüder kümmern sich bereits um die Leute aus den umliegenden Dörfern. Beeilt Euch«, der Mann konnte vor Erregung kaum weitersprechen, »sie sind uns dicht auf den Fersen.«

Der ältere von den beiden versuchte, Don Marcelo aufzuhelfen. Doch der Bettlägerige weigerte sich erneut.

»Deine Schwestern sind in Gefahr, nicht wahr, Diego?«

Der Junge nickte beklemmt. Er traute sich nicht, dem Vater die Wahrheit zu sagen.

Die Ritter begriffen nicht, wovon der Wirt sprach.

»Bitte helft meinen Töchtern«, flehte er die Männer an. »Es muss ihnen auf der Flucht etwas zugestoßen sein. Sie brauchen Euch dringender als ich. Geht rasch, bevor es zu spät ist.«

Die Ordensritter konnten ihren Unmut nicht verbergen. Die Weigerung des Wirts brachte sie selbst in Bedrängnis. Einerseits durften sie einen Kranken nicht schutzlos zurücklassen, andererseits war es auch ihre Pflicht, den Frauen zu helfen. Sie beschlossen, sich zu trennen, um beiden Aufgaben gerecht zu werden. Da drang ein großer Stimmenlärm vom Hof zu ihnen herauf. Ohne Zweifel sprachen die Leute dort unten Arabisch.

»Sie sind da!« Einer der Ritter lehnte sich zum Fenster hinaus, um zu sehen, wo sich der Stall befand. Der Weg war noch frei.

»Mehr als zwei Angriffe werden wir nicht parieren können – unabhängig von der Stärke des Feindes.«

»Sagt mir, wie ich Euch helfen kann«, mischte sich Diego ein.

Der Ritter warf ihm einen strengen Blick zu.

»Sobald sie oben sind, springst du aus diesem Fenster da.« Er deutete mit dem Zeigefinger darauf. »Ich will sehen, wie du zu deinem Pferd rennst und aufspringst. Dann reitest du, so schnell und so weit du kannst, Richtung Norden.«

»Das werde ich nicht tun!«, rief Diego erregt.

»Kind«, Don Marcelo richtete sich zornig auf und heftete seinen Blick auf ihn, »ein Fehler reicht! Sei vernünftig!«

»Vater, ich kann Euch doch nicht einfach verlassen!« Diego warf sich ans Bett des Kranken.

»Weil du nicht auf mich gehört hast, sind nun deine Schwestern in Gefahr. Tu endlich, worum man dich bittet. Hör auf den Mann.«

»Rasch, sie kommen die Treppe hoch.« Die Calatrava-Ritter bezogen Stellung neben der Tür.

»Spring endlich!«

Vater und Sohn tauschten einen letzten schmerzerfüllten Blick. Plötzlich standen drei wild schreiende schwarze Krieger mit Turban, in auffällige Tuniken gekleidet, im Türrahmen. Zornig kreuzten die Christen ihre Schwerter mit ihnen, während Don Marcelo auf Diego einredete. Der Junge war wie betäubt. Endlich gab er sich einen Ruck, schwang sich aus dem Fenster und rollte sich auf der Erde ab. Dann nahm er die Füße unter den Arm und rannte drauflos. Der Stall schien meilenweit entfernt zu sein. Seine Stute scharrte nervös mit den Hufen und versuchte sich loszureißen. Er sprang ohne Sattel auf, vergrub seine Hände in ihrer Mähne und gab ihr die Fersen.

»Bring mich hier weg, Sabba«, flüsterte er dem Tier ins Ohr. »Flieg so schnell wie der Wind und halte nicht an, ehe ich es befehle.«

Das Pferd lief zum Tor. Sobald es den Stall verließ, galoppierte es los. Gut zwanzig Soldaten, welche die Gegend nach weiteren Christen durchkämmten, blieben zurück, während drei Reiter die Verfolgung aufnahmen.

Diego presste sich gegen den Rücken Sabbas, sprach ihr zärtlich zu, trieb das Tier zur Höchstleistung an. Sie musste schneller sein als der Feind.

Als sie über eine Kuppe gallopierten, erblickte Diego voller Entsetzen in der Ferne Belindas Leichnam. Doch er musste weiter, durfte nicht anhalten. Seine blutrünstigen Verfolger trieben die Pferde erbarmungslos an. Die Gefahr kam immer näher.

Als er an Belindas Leiche vorbeiritt, sah er das in Angst und Schmerz erstarrte Gesicht der Schwester. Ihr verstümmelter,

blutüberströmter Körper bot einen grauenvollen Anblick.

Ohne den Blick abzuwenden, setzte Diego seinen wilden Galopp fort. Mit einem Mal schoss ihm das Versprechen an seinen Vater durch den Kopf. Jetzt erkannte er seine Pflicht: Er musste die Schwestern retten.

Ein leichter Druck mit dem Knie reichte aus, um Sabba die Richtung wechseln zu lassen.

Hunderte von Steinchen flogen unter ihren Hufen auf. Der Wunsch ihres Herrn schien sie förmlich zu beflügeln. Es war, als kenne die Stute den Weg. Diego musste sie kaum lenken. Das Tier mied von selbst steile Pfade und suchte ebene Strecken, die ein rascheres Vorankommen erlaubten.

Auf einer Anhöhe sah sich Diego im Glauben um, seine Verfolger etwas zurückgelassen zu haben. Aber dem war nicht so. Schnell wie ein Pfeil jagte ihm ein schwarzer Reiter nach.

Wieder sprach der Junge seinem Pferd zu, bat es, seine ganze Kraft zusammenzunehmen. Sabba enttäuschte ihren Herrn nicht. Wie sie es schaffte, blieb ihr Geheimnis. Schnell wie der Wind flogen Pferd und Reiter gen Süden.

Schließlich gelang es ihnen, die Verfolger abzuschütteln. Von der Höhe eines verschlungenen Passes blickte Diego hinunter ins Tal. An der engsten Stelle entdeckte er den Wagen, mit dem seine Schwestern geflohen waren. Von den Mädchen fehlte jede Spur.

Ein Haufen schwarzer Soldaten saß auf ein paar Decken. Prüfend betrachteten die Männer die verschiedensten Gegenstände. Offenbar teilten sie die Kriegsbeute auf.

Das improvisierte Lager wurde von einem mittelgroßen hellroten Zelt vervollständigt.

Diego stieg ab und beruhigte Sabba. Dann verbarg er sich hinter einem Felsvorsprung, um nach einem besseren Beobachtungspunkt zu spähen.

Bei einer Lagerfeuer entdeckte er eine Gruppe von etwa zehn gefesselten Frauen. Blanca und Estela waren nicht dabei.

Als es dämmerte, kamen aus dem roten Zelt weiße Männer heraus. Sie trugen Hemd und Schild, Turban und Lederhelm. Einer der Männer zog die schreiende und um sich schlagende Blanca an den Haaren nach. Dahinter tauchte die kleine Estela auf. Sie war in der Gewalt eines groß gewachsenen Kerls. Ihre Kleider waren zerrissen. Das Hemd bedeckte sie nur notdürftig. Der Schuft dort unten zerrte sie am Handgelenk, als wäre sie eine Jagdtrophäe.

Bei dem Gedanken, was diese Kerle seinen Schwestern angetan hatten, bebte Diego vor Wut. Als der Junge die Augen zusammenkniff, erkannte er eine lange hässliche Narbe auf der Stirn des Mannes, der Estela festhielt. Außerdem trug nur dieser die Kleidung eines christlichen Ritters.